



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sie hört, wie spät wir zu Bette gehen, was? Hier ist die Thür zu Ihrem Zimmer — ja, das Feuer im Ofen brennt noch! Gute Nacht!
Gute Nacht!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Eine „Vergnügungsreise,“ diese Bezeichnung haben einige Berliner und Leipziger Blätter, offenbar als das Ergebnis langer und eingehender Beobachtungen, für die nun glücklich beendete Orientfahrt unsers Kaiserpaares endlich gefunden. Eine gröbere Takt- und Geschmacklosigkeit ist nicht gut denkbar. Ganz abgesehen von den nicht kleinen Strapazen, denen sich die Herrschaften unterwerfen mußten, hatte doch die Reise einen sehr ernstern Zweck, vor allem in Jerusalem, und wenn man sie, weil sie mit mannigfachen Festlichkeiten verknüpft war, eine „Vergnügungsreise“ nennt, so verdient auch die Reise, die etwa ein Bischof oder ein General-superintendent zur Einweihung einer neuen Kirche unternimmt, keine andre Bezeichnung, denn an Festlichkeiten fehlt es auch bei solchen Gelegenheiten nicht. Freilich ist dieser protestantische Zweck für das kirchlich-protestantische Bewußtsein so manches liberalen Blattes durch die hochherzige Schenkung des Kaisers an die katholischen Deutschen arg verdunkelt worden. Das zarte Gewissen dieser Blätter verlangte eine streng protestantische Haltung; das Oberhaupt eines Reiches, worin ein Drittel der Bewohner der römischen Kirche angehört, hätte nur als Protestant auftreten dürfen. Cant, cant, cant! Und hätte der Kaiser dann die Katholiken vor den Kopf gestoßen, so würden ihm dieselben Blätter vorgeworfen haben, daß er das deutsche Protektorat über die katholischen Anstalten im Orient nicht energisch genug geltend mache. Sonst allerdings zeigt diese Presse für so weittragende und schwierige Fragen gar kein Verständnis. Während die englische, die französische und die russische Presse die Kaiserreise aufmerksam und nicht ohne Eifersucht verfolgte, reicht der Gesichtskreis vieler liberaler und nationaler deutscher Blätter nicht über den Umkreis des Kirchturms von Detmold hinaus. Sie sehen nicht, daß das Erscheinen des Kaisers das Selbstbewußtsein der in der Levante ange-siedelten Deutschen und das Ansehen des Deutschen Reichs dort mächtig gehoben hat, sie haben kein Wort des Stolzes dafür, daß es der Kaiser so glänzend vertreten hat, wie nie ein abendländischer Staat in diesen Gegenden vertreten worden ist, sie wollen nicht sehen, daß wir dort eine große Aufgabe haben, und daß deren Lösung durch das Auftreten des Kaisers und die unerhörten Sympathien, die er bei den Mohammedanern erweckt hat, wesentlich erleichtert werden muß. Nur Geduld wird man haben müssen mit den Orientalen und namentlich mit den türkischen Staatsmännern, die doch auch mit andern, uns feindlichen Einflüssen rechnen müssen. Aber da der Kaiser zunächst keine Kohlenstation und keinen Handelsvertrag seinen lieben Kindern in Deutschland zu Weihnachten mitgebracht hat, so war seine Reise eben eine bloße „Vergnügungsreise,“ die ihn ganz un-nützerweise so lange von Deutschland ferngehalten hat, denn dort ist ja inzwischen alles drunter und drüber gegangen! Die armen Kinder! Wenn der Vater ihnen kräftig seine Meinung sagt und sie fühlen läßt, daß er sie wirklich regiert, dann schreien sie, daß er seinen persönlichen Willen so sehr in den Vordergrund stelle, und wenn er nicht daheim ist, dann klagen sie, daß er sie sich selbst überlasse!

Doch Scherz beiseite! Die liberale Presse fürchtet nichts mehr als eine

agrarisch-konservative „Reaktion“ und die Macht des Zentrums. Glaubt sie diese Gefahren damit beschwören zu können, daß sie sich selbst dem Kaiser fortwährend in der Rolle eines kleinlichen, pedantischen, scheltenden Kritikers darstellt? Vielleicht thäte sie gut, ihre freimütige Opposition auch einmal von diesem Gesichtspunkte aus ins Auge zu fassen.

Ein Byzantiner

Von der Reichsbank. Der neue Reichstag wird sich u. a. auch mit der Verlängerung des im Jahre 1901 ablaufenden Reichsbankprivilegiums zu befassen haben. Bekanntlich fordern die Agrarier und Mittelstandspolitiker die Verstaatlichung der Reichsbank. Dieser Forderung tritt G. H. Kaemmerer entgegen in der Schrift: Reichsbank und Geldumlauf (zweite, vermehrte Auflage, Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1898). Die Gegner des heutigen Zustands klagen darüber, „daß die Reichsbank die hohe Finanz bevorzuge, auch den Handel und die Industrie, während sie für die Landwirtschaft und den kleinen Mann, ob Gewerbetreibender, Kleinhändler oder Bauer, nur verschlossene Taschen habe.“ Hier liege der gefährlichste Irrtum in der Auffassung der Aufgaben der Reichsbank. Diese sei gar kein Kreditinstitut. Kreditgewährung erheische eine fein organisierte Arbeitsteilung, und die verschiedenen Gruppen von Produzenten hätten sich denn auch schon die einer jeden angemessene Art von Kreditgenossenschaft geschaffen. Wenn die Absicht der Änderung sei, den Nutzen, den jetzt die Aktionäre zögen, dem Staate zuzuwenden, so werde die Rechnung täuschen. Das Notenprivilegium verliere mehr und mehr an Bedeutung; einen immer größeren Teil der Geschäfte der Reichsbank bildeten der Giro- und Checkverkehr, das Deposito-, Verwaltungs- und Inkassogeschäft. In diesen nichtprivilegierten Zweigen ihrer Thätigkeit habe die Reichsbank mit den übrigen Banken zu konkurrieren, und das werde sie nicht können, wenn sie anstatt von Kaufleuten und nach dem wechselnden Bedürfnis der Geschäftswelt von Bürokraten nach ein für allemal feststehenden Regeln verwaltet werde. Die Geschäftswelt werde sich von ihr zurückziehen, und der erwartete Profit für den Staat werde ausbleiben. Die Reichsbank „wird eine Art von Reichs-Seehandlung werden und neue Reichsräte alimmentiren.“ Übrigens verberge sich hinter der vorgeschützten Fiskalität nur das agrarische und sonstige Interesse. Die Theoretiker aber, die auf die Eisenbahnverstaatlichung verwiesen und meinten, auch die Reichsbank müsse, als eine dem öffentlichen Nutzen dienende Anstalt, verstaatlicht werden, gingen von einer falschen Voraussetzung aus. Die Eisenbahnen seien schon bei der Verstaatlichung ein Monopolbesitz gewesen; die Hauptgeschäfte der Reichsbank dagegen seien derart, daß sie auch jeder Privatmann machen könne; das ganze Bankwesen zu verstaatlichen gehe aber doch, wenigstens im heutigen Staate, nicht an. Auch die Sozialisten, die natürlich den Aktionären der Reichsbank ihre Dividenden nicht gönnten, sollten mit der Verstaatlichung lieber warten, bis sie selbst am Ruder sein werden, denn wenn die Reichsbank aus der Hand der Fachleute in die des Staats, d. h. der im Staate gerade herrschenden Partei, übergehe, dann werde sie wahrhaftig erst recht nicht zu Gunsten der Sozialdemokratie oder der Lohnarbeiter verwaltet werden. Übrigens sei nicht einmal der privilegierte Teil der Reichsbankgeschäfte, die Notemission, seiner Natur nach ein Regal; das würde sie nur dann sein, wie Ribot in einer Kammerdebatte den französischen Agrariern und Sozialisten entgegen gehalten hat,*) wenn die Reichsbanknoten Zwangskurs hätten, nicht jetzt, wo sie ihren Paristand lediglich dem Vertrauen des Publikums verdanken. Die

*) Ein Bericht des Journal des Débats über diese Kammer Sitzung vom 31. Mai 1897 wird als Anhang abgedruckt.

Reichsbank ist also kein Kreditinstitut. Sie hat nach § 12 des Bankgesetzes drei Aufgaben zu erfüllen: den Geldumlauf im gesamten Reichsgebiet zu regeln, die Zahlungsausgleichungen zu erleichtern, und für die Nutzbarmachung verfügbaren Kapitals zu sorgen. Die dritte dieser Aufgaben, bemerkt der Verfasser, „ist heute insofern von geringerer Wichtigkeit, als alles zeitweilig verfügbare Kapital einen solchen Anreiz zum »Sichnutzbarmachen« in sich selbst trägt und so vielfältige Gelegenheit dazu findet, daß man diesen Punkt heute vermutlich nicht mehr unter die Hauptaufgaben einer großen Zentralbank ausdrücklich einbegreifen würde. Bezüglich des zweiten Punktes hat sich die Reichsbank, wie bekannt genug, außerordentliche Verdienste erworben.“ Was aber die erste Aufgabe anlangt, die Regelung des Geldumlaufs, so hat sie diese, wie Raemmerer ausführlich zeigt, durch ihre Diskontopolitik bis auf den heutigen Tag glänzend gelöst. Natürlich streift er auch den Streit um den Bimetallismus, da ja die Bimetallisten u. a. behaupten, die Bankreserve sei zu klein und müsse durch Silbervorräte verstärkt werden. Was hätten, fragt Raemmerer, etliche hundert Millionen Silber zu bedeuten gegenüber der ungeheuern Masse umlaufenden Kreditgeldes? Die Banknoten bilden davon ja nur einen verschwindend kleinen Teil. Das heutige Kreditgeld besteht in Wechseln, Checks, Girokontis, und auf der Solidarität des Kredits aller Kulturstaaten, nicht auf ein paar hundert Millionen Metallgeld mehr oder weniger beruht die Sicherheit aller Forderungen. Eben dieser Solidität ist es zu verdanken, daß der Verkehr mit einer verhältnismäßig so winzigen Summe von Metallgeld im ungestörten Gange erhalten werden kann. (Der monetäre Geldvorrat der Erde wird auf sieben-zehn Milliarden geschätzt, wovon acht zirkulieren und neun in den Banken liegen, aber schon der Giroverkehr der deutschen Reichsbank allein belief sich im Jahre 1896 auf mehr als hundert Milliarden.) Die Banknotenausgabe, deren Bedeutung auf diese Weise von Tag zu Tage mehr schwindet, würde nur in Krisen wieder wichtig werden. Dagegen würde in solchen ein vermehrter Silbervorrat gar nichts nützen, denn gerade in Krisen hat schon vor Einführung der Goldwährung, z. B. bei Ausbruch des Krieges im Juli 1870, jedermann Gold als das sicherste an sich zu ziehen gesucht.

Da wir den Bimetallismus erwähnt haben, wollen wir doch noch eine neue Widerlegung dieser wunderlichsten aller volkswirtschaftlichen Schrullen anführen: Kritik des Bimetallismus von Dr. Otto Heyn. Die Schrift ist so ungeheuer gründlich und ermittelt die von einer Währungsänderung zu erwartenden Wirkungen mit solchem Scharfsinn und einem so gewaltigen Aufwande subtilster und mühsamster Berechnungen bis auf die Million in jedem Zweige der Volkswirtschaft, daß den Bimetallisten kein noch so kleines Lächeln mehr bleibt, durch das sie ent schlüpfen könnten. Eine unterhaltende und leichte Lektüre ist das nun freilich nicht. Nichtfachmänner, die sich unterrichten wollen, werden besser thun, zu dem weit lesbarern Werke von Karl Helfferich zu greifen: Die Reform des deutschen Geldwesens nach der Gründung des Deutschen Reichs (Leipzig, Dunder und Humblot, 1898). Zwar ist es viel umfangreicher — beinahe tausend Seiten in zwei Bänden —, dafür umfaßt es aber auch, wie schon der Titel besagt, viel mehr, und die Widerlegung des Bimetallismus ergibt sich aus dem Verlauf der dargestellten Entwicklung von selbst. Aus diesem interessanten Werke gedenken wir in einem besondern Aufsatze einiges mitzuteilen. — Schließlich erwähnen wir noch ein Büchlein, dessen Gegenstand einigermaßen mit Banken und Währungen zusammenhängt oder vielmehr diese einschließt, als Kuriosität. Adolf Wagner hat bei Puttkammer und Mühlbrecht einen „Grundriß zu Vorlesungen über Finanzwissenschaft in aphoristischer Form als Leitfaden für seine Zuhörer“ herausgegeben, der von

Anfang bis zu Ende so aussteht wie folgende Probe von Seite 80: „Luftbarkeitssteuer, Bedenken bei Beschränkung der Steuer auf »öffentliche« Vergnügungen. Gleichmäßiger als solche Steuern wirkt die Vermögenssteuer und bei ihr und der Einkommensteuer der progressive Steuerfuß. Veranlagung. Anmelde-, Abgabepflicht. Steuerzähe mit Maximis, Minimis, Stufen (Tagen). Steuerfreiheiten.“ Jede halbe Zeile, stellenweise jedes Wort eine Examenfrage; rund 14 000 Böcher zum Durchrasseln! Und das ist nur ein Fach unter zwanzig der einen Fakultät! Glückliche Jugend des chinesischen Jahrhunderts!

Litteratur

Über das Pathologische bei Goethe. Von P. J. Möbius. Leipzig, J. A. Barth

Die Erörterung des Pathologischen bei Goethe zerfällt in zwei Teile: die Prüfung seiner Werke und die seiner Person. Eine Betrachtung der Goethischen Werke vom psychiatrischen Standpunkte aus erscheint dem Verfasser deshalb so anziehend, weil bei keinem andern Dichter das Pathologische eine so große Rolle spielt wie bei Goethe. Am nächsten kommt ihm Shakespeare, aber selbst dieser ist nicht so reich an merkwürdigen pathologischen Figuren wie Goethe. Trotzdem hat sich die ärztliche Betrachtung dem englischen Dichter vielfach zugewandt, Goethe aber noch nie. Daß diese beiden Dichter so oft krankhafte Geisteszustände behandeln, liegt offenbar daran, daß die treue Beobachtung der Wirklichkeit ihren Gedanken zu Grunde liegt. Bei Schiller, bei Lessing finden wir das Pathologische wenig oder gar nicht. Möbius erörtert nun die Frage, inwieweit Goethe Gelegenheit hatte, krankhafte Geisteszustände kennen zu lernen. Er gelangt dabei zu dem Ergebnis, daß Goethe diese Kenntnisse nicht durch den Besuch von Irrenhäusern gewonnen hatte, nicht durch das Lesen psychiatrischer Werke oder den mündlichen Unterricht psychiatrisch gebildeter Ärzte, sondern durch die Beobachtung der Gesellschaft, durch die allgemeine Litteratur und das gelegentliche Gespräch. Er erinnert an die von dem alten Goethe gethane Äußerung: „Die Welt ist so voller Schwachköpfe und Narren, daß man nicht nötig hat, sie im Tollhause aufzusuchen.“ Goethe erzählt auch, daß ihn einmal der Großherzog, der seinen Widerwillen gegen deraartige Anstalten kannte, mit List und Überraschung in eine solche hineinführen wollte. Er habe aber den Braten noch rechtzeitig gerochen und ihm gesagt: „Ich bin bereit, Ew. Hoheit, wenn es sein muß in die Hölle zu folgen, aber nur nicht in die Tollhäuser.“ Der Verfasser entwirft ein sehr eingehendes und kulturgeschichtlich interessantes Bild von der damaligen Irrenpflege. Ein Bild, das trübe genug ist, Goethes Abscheu gegen die Narrenhäuser erklärlich zu machen. Im Großherzogtum Weimar scheint vor der Gründung der Senaischen Irrenanstalt im Jahre 1804 das Tollhaus sogar mit dem Zuchthaus verbunden gewesen zu sein.

Darnach geht Möbius näher auf die vielen pathologischen Personen ein, mit denen Goethe von seiner Jugend an in Berührung gekommen ist. So wohnte bei seinem Vater als dessen Mündel der Rechtskandidat Clauer, der durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war. Möbius nimmt an, daß dieser das Vorbild für den jungen Wahnsinnigen in Werthers Leiden gewesen sei. Der ebenfalls der Geisteskrankheit verfallene Dichter Lenz war Goethes Jugendfreund. Auch der hypochondrische Arzt Zimmermann war ihm schon in der Jugend bekannt. Ebenso mußte Goethe oft dem Selbstmorde begegnen; der Autor erinnert an Fräulein von Laßberg und an Karoline von Günderrode, an Nebels Bruder, an